

Unverkäufliche Leseprobe des Krüger Verlages

Heike Groos
„Das ist auch euer Krieg!“



Preis €(D) 18,95 | €(A) 19,50 | SFR 31,90

ISBN: 978-3-8105-0923-9

Sachbuch, 208 Seiten, Geb. mit SU

Krüger Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Inhalt

Roger Willemsen: Vorwort	7
Theodor Fontane: Das Trauerspiel von Afghanistan	11
Brief eines Oberstabsarztes: Sie wollen Hilfe bringen, und sie sterben	13
Heike Groos: Was haben wir bewirkt? Warum dieses Buch notwendig ist	15
Matthias Hüfler: Eine großangelegte Operation	34
Daniel Süßner: »Nicht, dass du jetzt in den Krieg musst!«	44
Andrea Beljo: Heute leben wir von unseren Erinnerungen	56
Clemens Konitz: Polizeiausbildung in Afghanistan	66
Jürgen HeiducOFF: Begegnungen, Erlebnisse, Gedanken	82
Markus Mielke: Ein Abenteuer, verbunden mit etwas Gutem	98
Sven Dirks: Idealismus ist ja schön	110
Mirko Guzvic: Allein mit den eigenen Gedanken	118
Katrin Fiedler-Macht: Emotionaler Ausnahmezustand	124
Kerstin Laszkowski: Körperliche und seelische Unversehrtheit Beobachtungen einer Mutter	132

Yves Laszkowski: Meine Zeit nach dem Auslandseinsatz	137
Margot Hellwig: Eine Begegnung und eine Erinnerung	144
Jan Hackstein: Der verantwortungsbewusste Soldat	148
Christian Neumann: Bewaffneter Konflikt und humanitärer Auftrag	158
Matthew P. Hoh: US-Diplomat kündigt »Ich habe kein Verständnis mehr«	164
Karsta Peters: Gedanken und Ängste einer Mutter	170
Marco Helmer: Mein Einsatz im Kosovo	176
Heike Groos: Ein Krieg, der offiziell keiner ist Nachbemerkung	187
Brief einer Soldatin: Es muss irgendwie weitergehen	204

Ist dies auch unser Krieg? Ist ein Krieg, der acht Jahre lang nicht so genannt werden durfte, beschlossen von einer Regierung, die ich nicht gewählt habe, geführt unter falschen Voraussetzungen und mit Hilfe falscher Informationen, durchgesetzt gegen die Mehrheit des Volkes in Deutschland und Afghanistan – ist dies mein Krieg? Ja, denn an den Folgen dieses Krieges haben alle zu tragen und werden sie weiter zu tragen haben: Zivilisten und Soldaten, heimische und fremde, Kriegsbefürworter und -gegner.

Nur in einem sind sich alle Parteien und Gruppen, Mitwirkende wie Schaulustige, einig: Dieser Krieg kann nicht gewonnen werden. Man schickt also Soldaten in einen vermeintlichen Verteidigungskrieg, gibt ihn, seinem militärischen Ziel nach, bald verloren, hat keine Perspektive mehr auf das, was dort zu retten wäre, diskutiert statt dessen offen ein rasches Ausstiegsszenario, hält nach acht Jahren eine Afghanistan-Konferenz ab und kommt hervor mit dem Satz: »Neu ist, wir haben ein Ziel.« Also sprach Innenminister Thomas de Maizière, und der zuvor verantwortliche, geschasste Verteidigungsminister Franz-Josef Jung kommentiert: »Und das Schlimme ist: Er hat ja recht.« Bis zum Beginn des Ausstiegs in zwei Jahren soll nun geschafft werden, was acht Jahre lang nicht gelang? Und was in aller Welt wäre neu an diesen Zielen, die vor acht Jahren schon einmal ganz gleich lauteten: Polizeiausbildung, Aufbau ziviler Strukturen, humanitäre Hilfe etc.?

Acht Jahre hochgerüsteter Ziellosigkeit, das sind acht Jahre, in denen die Bundeswehr am Hindukusch zunächst genau diesen zivilen Aufbau unterstützte und zur Schaffung einer nicht-militärischen Infrastruktur beitrug. Als ich die Bundeswehr in Afghanistan besuchte, erlebte ich kulturell hochinteressierte, mit den Landessitten bestens vertraute und in dieser Hinsicht den amerikanischen Soldaten weit überlegene Angehörige der Truppe, die große Sympathie im Volk besaßen. Das ist drei Jahre her, aber wie es scheint, schon viel länger passé.

Später trat ich auf Einladung der Bundeswehr auch auf dem Stützpunkt in Erding auf, um das Bild eines Landes zu vermitteln, das ich anders erlebt hatte, als die Zeitungswirklichkeit es überwiegend propagiert. Das zur Hälfte aus Soldaten, zur Hälfte aus Angehörigen und Interessierten zusammengesetzte Publikum war selbstloser als erwartet, weniger strategisch als vielmehr humanitär interessiert. Es gab offene Kritik an der Militarisierung des Konflikts und an Tendenzen, sich in die militärischen Operationen im Süden des Landes verwickeln zu lassen. Schließlich hatte man sich nach den Afghanistan-Bombardierungen im Herbst 2001 vor allem dem Wiederaufbau verpflichtet.

Es sind diese acht Jahre seither auch Jahre, in denen man nach und nach die ISAF-Mission aufgab, sich die militärischen Ziele der US-amerikanischen »Enduring Freedom«-Mission zu eigen machte, immer mehr schweres Gerät benötigte, immer mehr Tote, Verletzte, Traumatisierte, Hinterbliebene zählte, Jahre, in denen die Aufbauhilfe der Selbst-Verschanzung in den Stützpunkten wich, Jahre, in denen man irrtümlich Schulen, Krankenhäuser, Hochzeiten und Feste bombardierte, Hunderte an zivilen Toten in Kauf nahm, eigene Verbündete im »friendly fire« tötete, und es zuließ, dass man nicht länger als Freund, sondern als Feind, als Besatzer gesehen wurde. Ungezählt die Feinde Deutschlands und der Bundeswehr, die hier entstanden, und die den Glaubenssatz ad absurdum führen, unsere Welt sei durch den deutschen Einsatz in Afghanistan sicherer geworden.

Die Angehörigen der Bundeswehr haben diesen Prozess im Wortsinn an vorderster Front mitgemacht. Sie haben erfahren, wie die Orientierungslosigkeit der Politik ihr eigenes Leben gefährdete. Der Verteidigungsminister hat Kindermund bemüht, um das Herz im Busen für sie zu melken. Man hat sie zu »Helden« verkitscht, posthum dekoriert und Staatsbegräbnisse angesetzt. Wohlfeile, weil unverbindliche Rituale. Zugleich hat man nämlich die Verehrten und Kriegstraumatisierten im Stich gelassen und den Angehörigen der zivilen Opfer in Afghanistan unter fadenscheinigen Vorwänden bis jetzt die Kompensation verweigert.

Soldaten sind gehalten, keine politische Meinung zu artikulieren, sondern ihren »Job« zu machen. Sie werden nicht gefragt, wie sie zur Afghanistan-Mission der Bundesregierung stehen. Es gehört zu ihrer Berufsbeschreibung, zu handeln, ohne Fragen zu stellen. Aber sie machen Erfahrungen, sie sind sachverständig, sie kennen den Krieg, wie niemand ihn kennt, und sie kennen auch die Realität hinter der politischen Rhetorik, samt der Erfahrung, im Stich gelassen zu werden – und nicht das Volk, das diesen Krieg nicht will, lässt sie de facto im Stich, sondern eine Politik, die diesen Krieg will und ihn auf dem Rücken der Soldaten führt.

Man muss nicht verleugnen, dass nicht wenige Soldaten aus finanziellen Gründen in den Afghanistan-Einsatz gegangen sind, und man muss auch nicht verschweigen, dass noch kein Staatsvertreter am Grab eines zivilen Bauhelfers getrauert hat. Dass aber Soldaten unter fragwürdigen Voraussetzungen, mit irreführenden Angaben, mangelhaft ausgerüstet und mit der Aussicht auf dürftige oder fehlende Nachbetreuung in einen Krieg geschickt werden, der aus verfassungsrechtlichen Gründen ein »Verteidigungskrieg« genannt werden muss, ist schändlich, ist unverantwortlich und verlangt danach, dass die Öffentlichkeit aus dem Munde der Soldaten selbst erfährt, wie es um die Wirklichkeit des Kriegs in Afghanistan steht. Lange genug hat man

sich mit hohler »Unsere-Jungs-Rhetorik« einer Vereinnahmung der Truppe für fragwürdige politische Zwecke schuldig gemacht. Es ist höchste Zeit, die Soldaten selbst zu hören. Hier sind ihre Stimmen.

Theodor Fontane

Das Trauerspiel von Afghanistan

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,
Ein Reiter vor Dschellalabad hält,
»Wer da!« – »Ein britischer Reitersmann,
Bringe Botschaft aus Afghanistan.«

Afghanistan! Er sprach es so matt;
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Kommandant,
Hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen ins steinerne Wachthaus ihn,
Sie setzen ihn nieder an den Kamin,
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
Er atmet hoch auf und dankt und spricht:

»Wir waren dreizehntausend Mann,
Von Kabul unser Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind,
Erstarrt, erschlagen, verraten sind.

Zersprengt ist unser ganzes Heer,
Was lebt, irrt draußen in Nacht umher,
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
Seht zu, ob den Rest ihr retten könnt.«

Sir Robert stieg auf den Festungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all;
Sir Robert sprach: »Der Schnee fällt dicht,
Die uns suchen, sie können uns finden nicht.

Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,
So lasst sie's hören, dass wir da,
Stimmt an ein Lied von Heimat und Haus,
Trompeter, blast in die Nacht hinaus!«

Da huben sie an und sie wurden's nicht müd',
Durch die Nacht hin klang es Lied um Lied,
Erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,
Dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,
Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
Sie bliesen – es kam die zweite Nacht,
Umsonst, dass ihr ruft, umsonst, dass ihr wacht.

»Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
Vernichtet ist das ganze Heer,
Mit dreizehntausend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghanistan.«

(1859)

Brief eines Oberstabsarztes

Sie wollen Hilfe bringen, und sie sterben

Liebe Heike,

ich habe mir für Dein Buch ein paar Gedanken gemacht. Vielleicht kannst Du sie verwenden.

Es war kein guter Tag zum Sterben. Die Sonne schien hell, und es war sehr warm an jenem Pfingstsamstag 2003. Der Alltag im Feldlazarett im Camp Warehouse in Kabul hatte ruhig begonnen, fast wie zu Hause, es war Wochenende. Und wer wollte an so einem Tag auch krank sein. Die Stille wurde jäh von einer Meldung gestört, die uns aus der Ruhe der vergangenen Wochen riss: Anschlag auf einen ISAF-Bus, über 30 Verletzte, Zahl der Toten unklar. Die Vorbereitungen zur Aufnahme und Behandlung der Verwundeten wurden getroffen, neben den Ärzten des Feldlazaretts fanden sich viele weitere Ärzte ein. Aufgaben wurden besprochen und Verbandsmaterial, Infusionen aus den Lagerbeständen herangeholt und verteilt. Die Telefonverbindungen in die Heimat wurden eingestellt. Routine, hieß es.

Dann kam das erste gepanzerte Sanitätsfahrzeug und brachte den ersten Schwerverwundeten. Er trug die gleiche Uniform wie ich, wie die meisten von uns, die kleine schwarzrotgoldene Flagge war nur rot, und in einem Hosenbein fehlte das Bein, das Gesicht, in das ich sah, war nicht mehr vorhanden, es steckte ein Schlauch zur Beatmung in dem, was einmal ein Mund gewesen war. Die nachfolgenden Fahrzeuge spien aus ihren eisernen Mündern weitere Verwundete aus, mit blutigen Bandagen, verstörten Gesichtern.

Ein kleiner Afghane in schmutziger graubrauner Kleidung war auch dabei, auch er war von der Detonation der Bombe erfasst worden, auch ihm wollten wir helfen. Und er starb, umgeben von Menschen, die seinem Land Hilfe bringen wollten und nun hier verwundet lagen und mit ihm starben. In den Gängen, den Behandlungsräumen und auf den Tragen färbte ihr Blut die weißen Bandagen, draußen tauchte eine klare Sonne am Mittagshimmel das Lager in freundliche Farben, und die Berge in der Ferne schienen so nah wie der Himmel.

Und es war kein guter Tag zum Sterben, er ist es nie.

Liebe Heike, diese persönlichen Gedanken sollen keinesfalls Deinen Buchtitel konterkarieren. Meine Zeit hier in Afghanistan geht dem Ende entgegen, es gibt kein weinendes und kein lachendes Auge. Es gibt einen Schluss und ein Weiterleben in der alten Welt.

Lebe in Deiner und werde heil.

Gottes Segen für Dich und Deine Familie im neuen Jahr 2010.

Dein ...

Heike Groos

Was haben wir bewirkt?

Warum dieses Buch notwendig ist

Ich habe neulich mit Blackburn gesprochen, und er hat mich gefragt:

»Was haben wir bewirkt, warum gehen wir nach Hause?«

Ich habe gesagt: »Gar nichts.«

Aber das stimmt nicht. Ich glaube, es hat sich alles geändert.

Zumindest habe ich mich geändert.

Eversmann zu seinem toten Freund in der

Leichenhalle in Mogadischu, Somalia

Aus dem Film Black Hawk Down

Neuseeland, Januar 2010

Es gibt Situationen, in denen kann man sich einfach nur betrinken, muss sich betrinken, man muss das Gehirn ausschalten, die Festplatte löschen und neu formatieren, wie wir bei der Bundeswehr immer gesagt haben. Da hält man es einfach nicht mehr aus und weiß sich keinen anderen Rat.

So ein Abend war gestern. Ich war von der Spätschicht in der Notaufnahme nach Hause gekommen. Es war kein schöner Dienst gewesen, eine schwangere Frau hatte ihr Kind verloren, zur ungünstigsten Zeit während der Schwangerschaft. Das Baby war schon so groß, dass sie fühlte, wie es sich bewegte, aber doch noch zu klein, um außerhalb des Mutterleibs überleben zu können. Ich hatte sie untersucht und sofort gewusst, hier gibt es keine Hilfe mehr, ihr Kind wird sterben, und auch wenn es ihr viertes war, so war es doch so traurig, so endgültig und unabwendbar, dass es kaum zu ertragen war. Für sie natürlich nicht, und für mich nicht, weil es nichts gab, das ich tun konnte, außer ihr meine

Hand zu reichen, die sie nicht nahm, weil sie sich diesen Anflug von Nachgeben und Schwäche nicht leisten zu können schien. So versuchte ich, sachlich zu bleiben und bei meinen Aufgaben, was schwer war.

Ich untersuchte sie und fühlte das kleine Köpfchen an meinem Finger, es war warm und fest, und ich meinte sogar, kleine Härchen zu spüren, obwohl ich wusste, dass das eigentlich nicht sein konnte. Die Fruchtblase war gesprungen, der Muttermund bereits sieben Zentimeter geöffnet, die Geburt war in vollem Gange, nichts auf der Welt würde dieses kleine Lebewesen im Mutterleib zurückhalten und selbst wenn, würde es nicht überleben, sämtliches Fruchtwasser war abgegangen, es hatte dort keinen Lebensraum mehr. Einmal geboren, würde das Baby nicht lebensfähig sein, nicht mit allen Mitteln der modernen Technik, es war einfach zu klein und unreif. Unserer Menschenmedizin sind Grenzen gesetzt, und allen Beatmungsgeräten und Medikamenten auch.

Und doch konnten wir beide, seine Mutter und ich, fühlen, dass es lebte. Wie es mit den Beinchen strampelte und zappelte, und später im Ultraschall konnten wir sogar sehen, wie das kleine Herz schlug. Es schlug mit einer Frequenz von einhundertundfünfzig in der Minute, was, wie ich sehr wohl wusste, normal war, aber es sah so schnell aus und fühlte sich an, als ob es mit aller Kraft kämpfte und sich wehrte und vielleicht sogar so, als habe es Angst. Ich merkte, dass ich zu projizieren begann, schob die Gedanken beiseite und versuchte, mich zusammenzunehmen. Ich sagte ihr, was ich sagen musste, dass sie das Baby auf die Welt bringen, den Fötus ausstoßen musste, und dass er dann sterben würde. Erst als ich zu Hause war, fiel mir ein, dass wir nicht nachgesehen hatten, ob es ein Junge oder Mädchen gewesen war.

Ich hatte sie in der Obhut des Gynäkologen und der Hebamme zurückgelassen. Sie war Maori, und ich glaube nicht, dass es das weiße Kopfkissen und die weißen Laken waren, die ihre von Natur aus olivfarbene Haut unter dem schwarzen Haar so durch-

scheinend aussehen ließen. Ihre Gesichtszüge blieben unbewegt, nur die Augen waren dunkel und ließen keine Tränen durch. Ich wusste, dass sie mit der Hebamme allein bleiben würde. Der Arzt würde nach Hause gehen, wie es in diesem Land Sitte ist, und auch ihr Mann konnte nicht bei ihr sein, er musste zu Hause auf die drei anderen kleinen Kinder aufpassen, sie hatten sonst niemanden.

Ich war nach Hause gefahren, hatte mir ein Glas Rotwein eingeschickt und meine E-Mails aufgerufen. Es gab wieder neue, so wie ich sie jeden Tag erhalten habe, jeden einzelnen Tag seit der Veröffentlichung meines Buchs »Ein schöner Tag zum Sterben«.

So viele Schreiben von so vielen Menschen. Ehemalige Kameraden, aber auch Soldaten, die ich nicht kannte, Ehefrauen, Freundinnen, Mütter von Soldaten schreiben mir, und jeder einzelne Brief freut mich von Herzen, bedeutet es doch, dass ich mit meiner Wahrnehmung nicht allein bin. Sie alle sagen mir, dass sie sich in der einen oder anderen Weise in meinem Buch wiedergefunden haben, dass es ihnen half, sich selbst oder einen Menschen, der ihnen lieb und teuer ist, besser zu verstehen, und sie danken mir auch dafür, dass ich es wagte, mit diesem Thema an die Öffentlichkeit zu gehen, und machen mir Mut.

Viele von ihnen erzählen mir ihre eigene Geschichte, und, obwohl mich auch das freut und ehrt, auf einmal sitze ich auch mit in ihrem Boot. Ich leide mit ihnen und ärgere mich mit ihnen. Manchmal sind die Geschichten von solcher Art, dass ich Zweifel habe, würde man sie veröffentlichen, ob sie jemand glaubt. Ich hingegen weiß, dass sie wahr sind. Ich weiß, welche haarsträubende Dinge sich in den Auslandseinsätzen ereignen und wie sehr man gerade mit den schlimmsten Geschichten alleine bleibt, eben weil es niemand glauben kann.

Ich selbst habe in meinem Buch auf die meisten solcher Geschichten verzichtet. Ich wollte, dass man mir glaubt, und ich wollte auch kein Nestbeschmutzer sein. Ich wollte nicht die Hand beißen, die mich gefüttert hatte.

Ein Freund von mir kannte Lothar-Günther Buchheim, der, als er »Das Boot« schrieb, einmal zu ihm gesagt hatte, er habe ungefähr neunzig Prozent dessen, was er wusste, weggelassen. Weil er wollte, dass man ihm Glauben schenkt. Und so dachte ich immer, was einem Buchheim recht ist, kann mir nur billig sein. Ob die Anekdote nun der Wahrheit entsprach oder nicht, mir schien es ein kluger Gedanke zu sein.

Als ich nun die E-Mails dieses Abends las, hatte ich endgültig genug von diesem Tag. Da war eine Geschichte eines Soldaten, der beschrieb, wie sie im Rahmen von ISAF bei Nacht-und-Nebel-Aktionen mit KSK-Soldaten, die offiziell gar nicht da waren, Munitionslager überfielen, was in jedem Fall über das politische Mandat hinausging, und dass er nie hatte darüber reden dürfen, weil es ja geheim war. Er wollte nicht einmal sagen, wer ihm das eigentlich verboten hatte, weil er dann ja preisgegeben hätte, wer es ihm befohlen hatte. Jetzt hielt er den Druck nicht mehr aus, und ich wusste, dass ihm ohnehin keiner glauben würde. Ich überlegte selbst kurz, ob er nicht vielleicht doch psychotisch geworden war oder zumindest Wahrnehmungsstörungen hatte, und so trank ich noch ein Glas Wein. Ich konnte nicht glauben, was ich da gerade gelesen hatte, und mit dieser Mail und der traurigen Fehlgeburt bei der Arbeit war das Fass nun einfach voll, und so genoss ich das zweite Glas nicht, sondern schüttete es hinunter.

Zum Glück war ein Freund zu Gast. Wenn man als Deutscher in Neuseeland lebt und dann noch direkt am Strand, hat man eigentlich immer Freunde zu Gast. Ein kluger, gebildeter Mann, er war loyal und war auch einmal Soldat gewesen, und er hatte durchaus nichts dagegen, dass wir uns gemeinsam betranken. Wir begruben den klugen Gedanken des Herrn Buchheim und fragten uns, ob man Frau Merkel nicht einfach wegen Hochverrat anklagen könnte wegen all der Dinge, die in den Auslandseinsätzen geschehen und die geeignet erscheinen, die innere Sicherheit und die verfassungsmäßige Ordnung unseres Staates zu zerstören. Auch eine Anklage wegen Landesverrat erschien

uns gerechtfertigt, gerade die äußere Sicherheit und der Bestand unseres Landes erscheinen gefährdet durch Aktionen, wie sie in Afghanistan geschehen und durch unsere Kanzlerin abgesegnet sind.

Natürlich tut sie das nicht aus persönlichen Motiven, aber wir fragten uns in dieser Nacht, ob wir nicht die Mafia als Auftraggeber bevorzugen würden, bei der zumindest die Motivation transparent und leicht verständlich ist. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, ob es richtig gewesen war, »Ein schöner Tag zum Sterben« zu veröffentlichen und mich all dem auszusetzen, was seither über mich hereingebrochen ist.

Meine Pressefrau hatte mir vor ein paar Monaten das erste, noch druckfrische Exemplar in die Hände gelegt und damit einen wahren Gefühlssturm in mir ausgelöst. Seit Wochen und Monaten hatte ich auf diesen Moment gewartet, aber ich hatte nicht erwartet, dass es sich so anfühlen würde.

Ich öffnete es nicht, sondern strich mit meiner Hand über den Umschlag, drehte und wendete es, betrachtete es von allen Seiten und roch daran. Dann schlug ich es auf, blätterte es durch und betrachtete die Fotos.

Ich versuchte, ihr, die mich gespannt beobachtete, was ich trotz meiner Aufgewühltheit bemerkte, zu erklären, was ich empfand.

»Es fühlt sich beinahe so an wie bei der Geburt meiner Kinder, wie ein richtiges Wunder. Hier ist etwas, das ich erschaffen habe.«

Ich sah auf das Buch, auf meine Hand, die sich anfühlte, als ob sie nicht zu mir gehören würde, die das Buch so streichelte, wie sie damals über die zarten flaumweichen Wangen meiner Kinder gestreichelt hatte, und erstaunt wiederholte ich: »Tatsächlich ist es ein ähnliches Gefühl wie bei der Geburt meiner Babys. Die gleiche Überwältigung, die gleiche Begeisterung und auch eine gewisse Demut. Die Schmerzen waren vergessen, als hätten sie nie existiert.«

Ich machte eine Pause, die Pressefrau schwieg. Vielleicht gin-

gen ihre Gedanken in die gleiche Richtung wie meine. Vergessen waren die Schmerzen nicht, die zu der Entstehung des Buchs geführt hatten, aber sie waren gelindert und mit dem Schreiben nicht nur lesbar, sondern lebbar geworden.

Ich wandte mich wieder dem Buch zu. Es erschien mir verwegen und beinahe unmöglich, dass es wirklich wahr sein sollte. Man würde das Buch einfach so im Laden kaufen können, jeder würde das tun können.

»Ich bin nun tatsächlich eine richtige Buchautorin.«

Ich ließ mir diese Worte auf der Zunge zergehen, die Pressefrau nickte und sagte mit Nachdruck: »Ja, das bist du wirklich. Und es sollte mich kein bisschen wundern, wenn du nicht nur eine großartige Autorin bist, sondern auch eine erfolgreiche.«

Ich lachte, tat die Bemerkung mit einer Handbewegung ab und sprach weiter.

»Ich dachte, dass ich Befriedigung verspüren würde, wenn ich das Produkt, das ich erschaffen habe, endlich in den Händen halten werde, und das tue ich auch. Aber es ist weit mehr. Ich habe ein wenig Angst davor, was nun passiert, wie es weitergeht. Wie es sein wird, wenn andere Menschen einen so tiefen Einblick in mich und mein Leben bekommen. Und dabei dachte ich, es sei nun vorbei, all die Arbeit und Anspannung der letzten Wochen.«

Sie lachte und sagte: »Nein, es ist nicht vorbei. Es fängt gerade erst an.«

Damit sollte sie recht behalten. Es hatte gerade erst angefangen.

Es hatte nicht lange gedauert, und mein Buch stand auf den Bestsellerlisten. Journalisten von Zeitungen und Magazinen wollten Interviews, ich traf mich mit ihnen in Cafés oder im Schwesternwohnheim des Krankenhauses im Emsland, in dem ich gerade arbeitete. Ich, die ich nie zuvor ein Rundfunk-, geschweige denn ein Fernsehstudio betreten hatte, war auf allen möglichen Sendern im Radio zu hören. Ich war bei Günther Jauch in Stern TV zu Gast,

in Morgen- und Mittagsmagazinen. Filmbeiträge wurden über mich gedreht, und einmal abgedreht, ich gewöhnte mich schnell an den Jargon, hatte ich gar keine Zeit, mir das alles anzusehen oder anzuhören, wenn es gesendet wurde.

Während der Buchmesse war ich auf der Fernseh Bühne mit meinem Auftritt direkt vor Peter Scholl-Latour an der Reihe, der mir in die Augen sah, freundliche Worte zu mir sprach und mir die Hand schüttelte. Ich nahm mir vor, sie an diesem Tag nicht mehr zu waschen.

Noch nie in meinem Leben war ich so oft beim Friseur, wurde ich so oft und so professionell geschminkt und hatte ich so viel Geld für Kleidung ausgegeben. Jede Frau wird mich verstehen, man kann im Fernsehen einfach nicht zweimal das Gleiche anziehen, selbst meine Söhne verstanden das. Auch wenn ich mir dachte, dass es eigentlich schade ist um das Geld, denn immer noch habe ich ernsthaft vor, etwas abzunehmen, und dann passt ja alles nicht mehr.

Auch meine Kinder gewöhnten sich schnell an den ganzen Rummel. Oft wollten mich Reporter zu Hause besuchen und Fotos machen oder kleine Szenen für ihre Filme drehen. Die Kinder erfanden schnell ein Journalisten-Besuchsprogramm. Wenn ich anrief und sagte, es kommt wieder eine Zeitung oder ein Sender vorbei, saugten sie Staub, stapelten alles, was so herumlag, ordentlich auf, schafften den Hund aus dem Weg, kauften Kaffee, Kuchen und Sprudelwasser, gingen aus dem Weg oder hielten sich bereit, je nachdem, wie es gewünscht wurde.

Bald machte ich eine kleine Lesereise. Meine erste Station war Hannover, Lehmanns Buchhandlung. Ich war nervös. Bei all den Radio- und Fernsehsendungen war ich das erstaunlicherweise nicht gewesen. Man kann ja vorher nicht wissen, wie man reagiert, man war ja nie zuvor im Fernsehen. Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass ich die Kameras und Scheinwerfer sofort vergesse, wenn die erste Frage an mich gestellt wird. Ab da sehe ich nur noch den Moderator und unterhalte mich mit ihm, blende alles

andere aus, nehme nur ihn wahr und konzentriere mich auf ihn. Das geschah automatisch, ich hatte mich nicht vorbereitet, dafür hatte ich gar keine Zeit gehabt.

Es war – das fiel mir viel später auf – wie bei meinem ersten medizinischen Notfall während meiner Berufstätigkeit. Ich war als Assistenzärztin in der Anästhesie gelandet und stand nach einer Mandelentfernung bei der Narkoseausleitung des Patienten. Der Operateur und alle Pfleger hatten sich schon entfernt, waren Kaffee trinken gegangen, nur ich, die Dienstjüngste, stand da und wartete, dass er aufwachte. Auf einmal fing er an nachzubluten, das Blut sprudelte ihm nur so aus dem Mund.

Ich blieb ganz ruhig, wurde eiskalt. Ich rief nach dem Pfleger und dem Chirurgen, aber bis sie bei mir waren, hatte ich bereits das Blut abgesaugt, Narkosemittel nachgespritzt und den Tubus, einen kleinen Plastikschlauch, in die Luftröhre geschoben, so dass ich den Patienten wieder beatmen und gleichzeitig verhindern konnte, dass das Blut in die Lunge gelangt. Mit schlafwandlerischer Sicherheit hatte ich das getan, ohne überhaupt darüber nachzudenken und ohne dass mein Pulsschlag auch nur eine Sekunde schneller geworden war. Als ich später vom Oberarzt für meine schnelle und beherzte Reaktion gelobt wurde, war ich ganz verlegen, ich konnte doch nichts dafür. Ich hatte lediglich eine Eigenschaft in mir entdeckt, die ich bis dahin nicht gekannt hatte, die aber in meinem späteren Beruf als Notärztin Gold wert war: Ich verlor in hektischen und stressigen Situationen nie die Ruhe, und so verlor ich sie auch bei Fernseh- und Radioauftritten nicht.

Vor den Lesungen hatte ich allerdings Angst, auch wenn mir eine ausgesprochen nette, sehr patente und lebenserfahrene Journalistin zur Seite stand, die durch den Abend führen würde. Jetzt würde es real werden, hier waren es nicht Kameras oder ein einzelner Moderator, hier würden mir richtig echte Menschen gegenüber sitzen, die etwas von mir erwarteten. Was genau, wusste ich nicht. In meinem ganzen Leben war ich noch nie bei einer Auto-

renlesung gewesen, obwohl ich immer viel gelesen hatte. Aber ich konnte doch selbst lesen, warum sollte mir einer vorlesen.

In der Lehmann'schen Buchhandlung saßen ungefähr achtzig Menschen. Ich war nicht berühmt, das war gleich klargeworden, als man an der Kasse versucht hatte, mir eine Eintrittskarte zu verkaufen, und ich vorsichtig sagte, aber ich bin doch die Autorin. Peinlich berührt hatte man sich entschuldigt, und ich hatte mich den Menschen genähert, die im Saal schon erwartungsvoll neben ihren Stühlen standen. Ich ließ meine Augen schweifen und ignorierte die Worte der Angestellten der Buchhandlung, die sagte, dort rechts ist das Podium. Stattdessen schwenkte ich nach links.

Dort hatte ich in der hintersten Reihe zwei meiner Kameraden aus dem Einsatz in Kabul 2003 entdeckt. Zwei Menschen, die sich dort kennen- und liebgelernt hatten und zusammengeblieben waren. Wie viele Tassen Pulvercappuccino hatten wir nicht zusammen getrunken, wie viele Gespräche geführt, wie oft zusammen gelacht, waren gemeinsam nachdenklich gewesen und traurig. Es war mir egal, dass alle diese Menschen hier auf meine Lesung warteten, für die sie ihr gutes Geld bezahlt hatten, hier waren zwei meiner Kameraden, und ich würde sie begrüßen.

Das tat ich auch, umarmte sie beide, und dann ging ich nach vorn zum Podium und begann meine Lesung.

Die Menschen lauschten gespannt und ergriffen, und nachdem ich geendet hatte, wurde mir klar, weshalb sie hierhergekommen waren. Sie wollten reden, über diesen Afghanistan-Einsatz diskutieren, den Sinn herausfinden. Es entspann sich eine lebhaft Diskussions, die manchmal fast aggressiv wurde, und ich war froh, dass meine beiden Kameraden da waren und mich unterstützten. Sie antworteten den Menschen, die mir allein nicht glauben wollten.

Als es vorbei war, ging ich wieder zu ihnen hin. Die anderen Menschen um uns herum waren plötzlich ausgeblendet. Noch einmal umarmte ich die beiden, erst ihn, dann sie. Es war, als ob sie mich festhalten, mich stützen und trösten wollten, und dann

wieder war es, als ob sie sich an mir festklammerten, als seien sie am Ertrinken und ich sei der Fels in der Brandung.

»Es ist, als ob es gestern gewesen wäre«, sagte sie und streichelte mir über den Rücken, und er drückte mich noch einmal an seine Brust: »Es fühlt sich immer noch an wie Familie.« Ich konnte gar nichts sagen. Fühlte nur die Wärme dieser beiden Kameraden, dieser beiden Freunde, die ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte, die sich aber in der Tat so vertraut anfühlten, als seien sie noch näher als Familie, als seien sie ein Teil von mir, ein Teil meiner Geschichte, ein Teil dessen, was mich ausmacht. Und dann endlich weinte ich. Zum ersten Mal seit langer Zeit, zum ersten Mal seit vielen Jahren, zum ersten Mal, seitdem wir Sanitäter in Afghanistan damit angefangen hatten, unsere Kameraden einzusargen, weinte ich. Die Wimperntusche verschmierte, aber es machte nichts, meine Kameradin war ja bei mir und achtete darauf, dass ich ordentlich aussah, als wir uns wieder den anderen zuwandten. Es war eine kleine Geste der Vertrautheit, etwas, das ich so lange entbehrt hatte.

Alle zusammen gingen wir etwas essen. Tief berührt und erschrocken hörte ich ihrer weiteren Geschichte zu.

Sie waren in den letzten sechs Jahren, seitdem wir uns zuletzt gesehen hatten, immer wieder im Einsatz gewesen, selten gemeinsam, so dass sie viele Monate getrennt waren voneinander. Unterdessen hatten sie wegen der vielen Auslandsaufenthalte alle Freunde verloren. »Nach jedem Einsatz war es wieder einer weniger«, so sagte er. »Sie kommen damit nicht klar, dass man dauernd weg ist.« Und dann, nach einer Pause, fügte er hinzu: »Wir haben nur noch uns beide. Sonst niemanden. Keine sozialen Kontakte, keine Freunde. Eigentlich haben wir gar kein Leben mehr. Wir gehen zur Arbeit und wieder nach Hause. Oft sitzen wir einfach nur da.«

Das hörte ich, das nahm ich wahr. Von den anderen, die an unserem Tisch saßen, bekam ich kaum etwas mit, und ich glaube, ich war sehr unhöflich zu ihnen.

Ich sah nur diese beiden, ihre Augen, in denen ganz hinten, selbst wenn sie lachten, etwas Dunkles blieb, das sich nicht vertreiben ließ. Augen, die oft stumpf waren und sich nur belebten, wenn sie einander oder mich ansahen.

Familie.

Als der Abend vorbei war, als alle nach Hause gegangen waren und ich in meinem Hotelbett lag, weinte ich und weinte und konnte gar nicht mehr aufhören. Es waren die bittersten Tränen meines Lebens, und zugleich waren sie auch erlösend und befreiend und spülten und schwemmten etwas Bitteres und Schweres weg, das ich so lange allein mit mir herumgetragen hatte.

Ich weinte um die beiden, die kein Leben mehr hatten, nur noch Dienst und Einsatz kannten und wahrscheinlich schon ganz verzweifelt wären, wenn sie einander nicht gehabt hätten.

Und ich weinte um all die anderen, denen es genauso geht, und um die, denen es noch schlimmer geht, weil sie tot sind, oder vielleicht geht es ihnen ja auch besser dort, wo sie jetzt sind, wer will das schon wissen.

Am Ende weinte ich auch um mich und um die, die ich gewesen war und zu der ich nie mehr zurückkehren konnte. Und die, die ich geworden war, musste nun mit all dem leben.

Scheißkrieg, dachte ich, bevor ich einschlief, und die Maskenbildnerin hatte es bei meinem nächsten Auftritt am folgenden Tag schwer, mein tränenverquollenes Gesicht einigermaßen herzurichten.

Nur langsam und mühsam sickerte es in mein Bewusstsein, was das Besondere dieses Abends gewesen war und was die Tränen befreit hatte, die so lange so tief in mir verborgen gewesen waren, dass ich nicht an sie herangekommen war. Die Nähe meiner beiden Kameraden, ihre Wärme und Zuwendung, die Vertrautheit, die wir miteinander hatten, das alles hatte mir das Gefühl gegeben: Ich bin nicht allein.

Und nun sitze ich hier, auf der Terrasse meines Strandhauses in Neuseeland und arbeite an meinem zweiten Buch.

Es ist nicht mehr das gleiche Haus. Wir sind umgezogen in ein größeres Haus, es liegt näher an der Stadt, so ist es für meinen jüngsten Sohn einfacher, sich mit seinen Freunden zu treffen. Nicht, dass es eine große Stadt ist. Es ist ein kleiner Ort, aber der größte weit und breit. Es gibt drei Lebensmittelgeschäfte, eine Buchhandlung und zwei Schuhgeschäfte. Outdoorgeschäfte gibt es auch zwei, alles zum Campen, was das Herz begehrt, und drei Sportgeschäfte, das ist wichtig, die Menschen hier lieben jegliche Aktivität, die man unter freiem Himmel betreiben kann. Wohl noch nie außerhalb der Bundeswehr habe ich so viele Menschen Triathlon betreiben sehen.

So klein der Ort auch ist, da ist ein Schwimmbad, ein riesiger Fußballplatz, auf dem sechs Spiele gleichzeitig durchgeführt werden können, ein Hockeyfeld mit Tribüne, Rugbyplätze, der Tennisclub, der Ruderverein und natürlich auch Läden, in denen man Kanus kaufen kann, Tauchausrüstungen und große Boote, und Läden, in denen man die Boote reparieren lassen kann.

Läden sage ich und denke die ganze Zeit darüber nach, wie man das wohl in der deutschen Sprache richtig bezeichnet. Wir sagen doch wohl nicht Autoladen, wenn wir ein Auto kaufen wollen. Aber ich kann mich nicht mehr erinnern, hier ist alles »Shop« oder »Store«, und ich denke, dass es kein Wunder ist, wenn Auswandererkinder in der zweiten Generation die Sprache ihrer Abstammung nicht mehr sprechen.

Die Dinge verschwimmen und verschmelzen.

Meinem jüngsten Sohn sind die Boots- und Autogeschäfte egal, die Outdoorläden auch. Er geht nach wie vor Fußball spielen und surfen, trifft sich mit seinen Freunden, und gelegentlich besuchen sie das einzige Kino des Ortes und wählen unter den beiden angebotenen Filmen, kaufen riesige Tüten Popcorn, machen sich nichts daraus, dass es hier kein Theater gibt und keine Konzerte. Er freut sich auf seinen fünfzehnten Geburtstag in wenigen Wochen und hat ganz fest vor, spätestens am Tag darauf die Führerscheinprüfung zu machen. Hier in Neuseeland ist es ihm

dann erlaubt, unter Aufsicht eines Erwachsenen Auto zu fahren, und ich weiß schon, er wird es gut machen und stolz wie Oskar sein. Ich kann mir ausmalen, wie seine E-Mails an seine Freunde in Deutschland aussehen werden.

Mein zweitjüngster Sohn hat mittlerweile mehr oder weniger erfolgreich die Schule abgeschlossen, ein Jahr früher, als er in Deutschland das Abitur gemacht hätte – wenn er es gemacht hätte. Bei der ergreifenden Abschlussfeier in der Schule mit Nationalhymne und Reden und Blumen und Stehempfang bekam er sogar einen Pokal überreicht. »Bester Fußballspieler des Jahres«, den er grinsend in Empfang nahm, so grinsend, dass es nicht notwendig war, zu sagen, was ich dachte, dass es schön gewesen wäre, wenn er auch einen Preis bekommen hätte in mehr akademischer Hinsicht, beispielsweise in Englisch oder Geographie oder Mathematik, wie seine Freundin, Jahrgangsbeste in all diesen Fächern.

Mir ihr besucht er gerade Deutschland, sie verbringen Weihnachten mit meinen ältesten Söhnen. Zum Ausgleich ist meine Tochter bei uns zu Besuch, sie verließ uns vor einem Jahr und ging nach Australien.

So verbrachten wir Weihnachten in zwei halben Familien und fanden es in der Praxis schwer, was sich in Romanen so schön liest: Ort und Zeit sind relativ. Geteilte Familie, geteiltes Leben. Es scheint mich zu verfolgen, und die Auswanderung hat nichts genützt.

Viele Menschen fragen mich in E-Mails immer wieder, wie es mir eigentlich jetzt so geht.

In meinem Buch habe ich zitiert: Der Weg ist das Ziel. Nun, mein Weg scheint mir im Moment kein Pfad zu sein, den man einfach bewandert. Es scheint vielmehr ein Fluss zu sein, den ich mit einem Kanu befahre, und die Strömung ist stark, ich muss schwer und angestrengt paddeln, um vorwärtszukommen, und da sind auch oft Stromschnellen, die schwierig zu befahren sind. Ich muss schnelle Entscheidungen treffen, ob ich nach rechts

oder links lenken soll, und kann doch nicht verhindern, dass ich gelegentlich umkippe mit meinem Boot und mir manchmal die Gischt so ins Gesicht spritzt, dass es mir die Luft zum Atmen nimmt und eiskaltes Wasser meine Kleidung durchdringt.

Was mich tröstet, ist die Erfahrung, die ich jeden Tag aufs Neue mache, jeden einzelnen Tag seit Erscheinen meines Buchs. Täglich bekomme ich Post. E-Mails, richtige Briefe, Bücher, sogar Filme bekam ich geschickt. Alles Zeichen der Herzenswärme von Menschen, die mir damit sagen und zeigen wollen, dass ich nicht alleine bin.

Von meinem Verlag bekam ich den Auftrag für ein neues Buch. Mit Afghanistan hatte es nichts zu tun, aber ich fand es eine gute Idee und wollte mich gerne damit befassen. Das Ganze hatte mich sehr mitgenommen, ich war froh, es nun hinter mir lassen zu können.

Alles, was ich zu dem neuen Buch schrieb, gefiel mir nicht. Ich empfand es als Arbeit, so war es mir beim Schreiben von »Ein schöner Tag zum Sterben« nicht ergangen. Ich konnte mich einfach nicht auf das neue Thema konzentrieren.

Bis ein Freund zu mir sagte: »Du bist noch nicht fertig damit, bist in Gedanken immer noch in Afghanistan.« Ich merkte, dass er recht hatte. Wie hätte ich auch anders gekonnt? Täglich erhielt ich neue Geschichten über das alte Thema. Alle waren interessant, viele waren sehr traurig. Ich spürte, ich bin nicht allein mit meiner Wahrnehmung, und überlegte, dass auch anderen Soldaten dieses Gefühl guttun würde.

Immer öfter dachte ich, schade, dass nur ich diese Geschichten zu lesen bekomme. Das müsste eigentlich der gesamten deutschen Bevölkerung zugänglich gemacht werden, dann würde vielleicht endlich ein Umdenken erfolgen, Soldaten würde vielleicht endlich mehr Verständnis entgegengebracht werden, und ganz vielleicht würde ja auch ein Umdenken bezüglich dieses Afghantaneinsatzes seitens der Politiker erfolgen und die Debatten im Bundestag würden ihre Scheinheiligkeit und Naivität verlieren.

Als ich so weit mit meinen Gedanken war, wusste ich, dass ich kein anderes Buch schreiben konnte, solange ich mit diesem Thema nicht fertig war. Ich konnte es nicht einfach hinter mir lassen, sondern musste mich stellen, noch einmal.

Damit war die Idee zu diesem neuen Buch geboren. Ich würde die Geschichten, die mir geschickt wurden, sammeln und veröffentlichen. Ich verfasste eine Rundmail an viele, die mir geschrieben hatten. Die Reaktion war unbeschreiblich. Aus einem kleinen Schneeball wurde schnell eine Lawine, mein Schreiben war sogar an eine Zeitung weitergegeben worden, die es abdrucken wollte.

Als ich meinem Verlag davon erzählte, bekam ich schnell Unterstützung zugesichert – man wollte das Buch machen.

Und die Soldaten selbst?

Sie waren begeistert. Einige begannen auch sofort, ihre Geschichten aufzuschreiben. Aber es waren doch wenige, und die Masse von Berichten, die ich aufgrund der vielen Mails erwartet hatte, blieb aus. Erstaunlicherweise war die Bereitschaft, einen Text zu verfassen, der abgedruckt werden würde, nur gering, und ich erkannte, dass sie Angst hatten. Mir im Vertrauen zu erzählen, was sie erlebt hatten, war das eine. Damit an die Öffentlichkeit zu gehen, etwas anderes. Davor hatten sie Angst.

Sie hatten keine Angst, sich mit Rechtschreibfehlern zu blamieren. Sie hatten auch keine Angst davor, dass man sie als Memme bezeichnet. Dafür hatten sie zu viel erlebt, sie hatten gelernt, das Kreuz geradezubiegen und den Kopf hoch zu tragen. Sie schämten sich nicht – sie hatten ganz einfach Angst davor, dienstliche Nachteile zu erleiden und Ärger zu bekommen.

Ich konnte sie gut verstehen, ich befürchte, die Angst ist berechtigt.

Mit der Meinungsfreiheit scheint es nicht mehr so weit her zu sein in unserem Land. Ich habe eine Kostprobe davon erfahren dürfen.

Roger Willemsen hatte mich für seine wöchentliche Kolumne

»Warum machen Sie das?« im ZEITmagazin interviewt. Als ich zu einer der Reaktionen im Internetforum der ZEIT als Antwort zitierte: »Wenn die Männer die Kinder auf die Welt bringen müssten, wäre die Menschheit schon ausgestorben«, wurde mein Kommentar als herablassend eingestuft und gelöscht. Ein platter Spruch, durch den sich zu Alice Schwarzers Zeiten niemand angegriffen gefühlt, sondern über den man nur gelacht hatte. Ich meldete mich unter Protest aus diesem Forum ab.

Roger Willemsen schrieb mir dazu: »Es gibt hier so ein Gedränge in der feigen, scheißliberalen Mitte, wo sich alle einig sind und in ihrer Korrektheit ersaufen, dass schon eine mittlere Inanspruchnahme von Meinungsfreiheit wie ein Eklat gewertet wird.«

Insgesamt gab es dann doch so viele Mutige, dass wir eine ansehnliche Sammlung von Berichten veröffentlichen können, von denen jeder stellvertretend für viele andere steht. Alle diese Kameraden und Familienangehörigen sehen es genau wie ich. Es kann doch nicht verboten sein, dass ein Soldat aufschreibt, als persönlichen Bericht, was er erlebt und dabei empfunden hat? Es geht hier doch nicht um Bundeswehrkritik. Es geht um das persönliche Erleben der Beteiligten, und damit wird dem »Krieg« ein Gesicht gegeben.

Und so entwickelten meine Co-Autoren und ich eine Vision: Dass anhand von diesen Schicksalen und Erlebnisberichten »aus dem Felde« das alles auf einmal aktuell, anschaulich und brisant wird, zum Anfassen gewissermaßen, und durch das bessere Verständnis auch endlich eine politische Debatte entsteht, die den Fragen und Nöten und der Realität der Soldaten gerecht wird.

Ja, und nun sitze ich hier und schreibe diese Zeilen. Auch unser neues Haus steht am Meer. Man muss nur über die Straße gehen und ist am Strand. Hinter dem Haus steht eine riesengroße Palme und reckt ihre Wedel bis dicht an mein Schlafzimmerfenster, ein Avocado Baum lässt ab und zu mit einem dumpfen »Plop« eine seiner Früchte fallen. Dahinter erhebt sich der mit dichtem

Regenwald bewachsene Berg, er ist voller weiterer Geräusche. Vogelgezwitscher, das Rascheln der Opossums, die des Nachts versuchen, den Kiwi-Vögeln die Eier aus dem Nest zu stehlen, das Zirpen der Grillen und das Rauschen der Baumwipfel.

Draußen ist es mittlerweile dunkel geworden, auch das Meer rauscht, und irgendwann fing es an zu regnen. Das muss es auch. »Ohne Regen gibt es keinen Regenbogen«, so sagt die Pressefrau des Fischerverlags.

Ich weiß, dass sie recht hat. Ich erlebe es jeden Tag. All die vielen Geschichten, die ich nun gesammelt habe. Oft habe ich darüber geweint. Aber jede Einzelne gab mir das Gefühl, dass ich nicht allein bin. Und ich freue mich, dass all jene, deren Geschichte nun hier veröffentlicht wird, auch dieses Gefühl haben, und weitere es beim Lesen bekommen werden.

Ich bin nicht allein. Schon ist alles leichter.

Wir hatten einen guten General. Jedes Mal, wenn er uns im Einsatz besuchte, kam er meine Kompanie besuchen. Ich hatte nie einen Vortrag für ihn vorbereitet, obwohl man es mir befohlen hatte. Es schien ihm egal zu sein, und beim ersten Mal hatte er zu mir gesagt: »Ja glauben Sie denn, liebe Frau Oberstabsarzt, ich wüsste nicht, dass man für mich ohnehin jedes Mal Türken baut, wenn ich zu Besuch komme? Denken Sie denn, ich glaube das, was man mir da immer vorträgt?«

Deshalb kam er gern zu uns. In unserer Kompanie konnte er einmal aufatmen, einfach nur Wasser trinken. Er wollte nicht immer Kaffee und Kuchen oder Wein und edle Gerichte.

Er wollte die Wahrheit. Darum ging er zu den Mannschaftsdiagnosten und unterhielt sich mit ihnen. Er nahm ihre Sorgen und Nöte ernst, und oft, so es in seiner Macht stand, behob er sie.

Ich kann das erzählen, er ist pensioniert.

Möge er sich noch viele Jahre an seiner neuen Freiheit erfreuen, und mögen wir ihm nacheifern auf der Suche nach Wahrheit und Menschlichkeit.